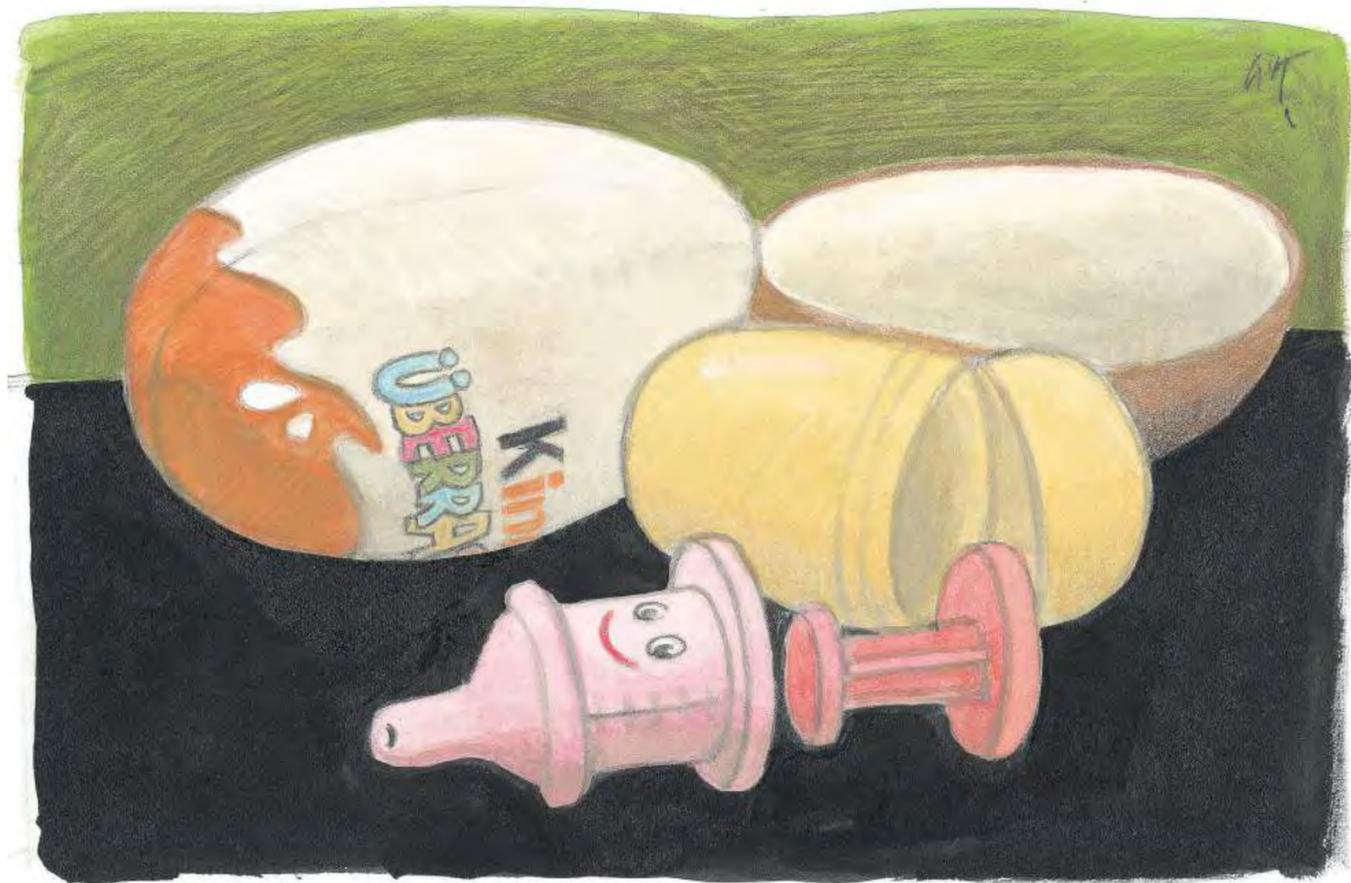


KARIKATUR DER WOCHE



Die Crux der Rückgabe von Kolonialkunst

Die Debatte um die Rückgabe von kolonialen Objekten läuft heiss. Was dient den betroffenen Völkern, sofern es sie noch gibt, und was der Beruhigung unseres eigenen Gewissens?
Gastkommentar von Hans Christoph Buch

Niemand, so lautet ein landauf, landab zu hörendes Mantra westlicher Medien, niemand ausser ein paar Ewiggestrigen sei gegen die Rückführung kolonialer Raubkunst in ihre Ursprungsländer, um gestohlene Kulturgüter den rechtmässigen Besitzern zu erstatten. Ich bin dieser Niemand, dieser Ewiggestrige, und bezweifle Weisheit und Weitsicht dieser auf höchster Ebene gutgeheissenen Politik.

Damit nicht alles falsch wird und um es deutlich zu sagen, eine Einschränkung: Die Rückgabe kolonialer Raubkunst ist nicht gleichzusetzen mit der Restituierung vom NS-Regime geraubter Kulturgüter aus öffentlichen oder privaten Sammlungen, wiewohl es auch hier Überschneidungen gab und gibt. Die Rückgabe der Familienbibel des Nama-Anführers Hendrik Witbooi und die Rückführung der Gebeine von Opfern des Herero-Aufstands nach Namibia sind Beispiele dafür.

Goethe bringt es auf den Punkt

Vergleichen heisst nicht gleichsetzen, und obwohl der Kolonialismus zu den grossen Menschheitsverbrechen gehört, ist es fahrlässig, das dort begangene Unrecht gleichzusetzen mit der Bestialität totalitärer Regime, für die das Wort Menschenrechtsverletzung, im Hinblick auf Holocaust oder Gulag, verharmlosend klingt.

«Krieg, Handel und Piraterie / Dreieinig sind sie, nicht zu trennen»: Mit diesem Vers brachte Goethe in «Faust II» das Wesen des Kolonialismus auf den Punkt. Die von demokratischen Staaten beschlossene Rückführung in der Kolonialzeit geraubten Kulturgüter ist, so besehen, eine noble Geste, die überfällig war.

Genau hierin aber liegt das Problem. Denn ich werde den Verdacht nicht los, dass die zur Schau gestellte Grossherzigkeit vor allem der Beruhigung des eigenen schlechten Gewissens dient. Historisches Unrecht lässt sich nicht nachträglich unge-

schehen machen oder durch Entschuldigungen aus der Welt schaffen. Und es ist bezeichnend, dass und wie der katholische Klerus sich wortreich für sexuellen Missbrauch, die Inquisition oder die Kreuzzüge entschuldigt, während von islamischer Seite nicht einmal die Andeutung einer Schuld oder Mitschuld erfolgt: So, als seien die Eroberung von Byzanz, die Belagerung Wiens oder der im Blut erstickte Aufstand der Griechen gegen die Osmanen nur Quantités négligeables gewesen.

Gleichzeitig hat die Kritik an Massakern, Menschenhandel und Versklavung die Kolonialherrschaft von Beginn an begleitet, auch wenn die Empörung von Kirchen und Gewerkschaften, einschliesslich der SPD, den Völkermord an den Herero, um bei dem Beispiel zu bleiben, nicht verhindert hat. Noch Willy Brandts epochaler Kniefall im Warschauer Ghetto war Ausdruck der von Max Weber beschriebenen protestantischen Ethik und Bussfertigkeit angesichts einer Vergangenheit, die nicht vergeht.

So weit, so gut – oder vielmehr so schlecht. Zu fragen ist, was die Opfer kolonialer Ausbeutung und Unterdrückung und ihre Nachfahren von der mit Zerknirschung gepaarten Bereitschaft zur Wiedergutmachung haben und halten. Abgesehen davon, dass viele von ihnen durch Kriege sowie Siedlungs- und Sprachräume trennende Grenzen aus ihren Wohnorten vertrieben wurden, können sie auch sonst nicht viel anfangen mit Überresten einer untergegangenen Kultur, mit der sie weniger verbindet als die Bürger der Bundesrepublik mit dem Heiligen Römischen Reich.

Der Vielvölkerstaat Nigeria zum Beispiel hat mit dem afrikanischen Königtum, aus dem die Benin-Bronzen stammen, nichts zu tun, und ich wage zu behaupten, dass die Bewohner von Edo die Verbesserung ihres prekären Lebensstandards mehr interessiert als ein Museum, für dessen Bau und Betrieb, wie die Dinge liegen, sogenannte Geberländer auf-

kommen müssten. Dies wiederum öffnet neokolonialer Einmischung Tür und Tor, und sei es auch nur im Namen sach- und fachgerechter Konservierung und Präsentation!

Museale Lichtblicke

Ich weiss, wovon ich rede, denn ich habe Afrika von Nord bis Süd, Ost bis West durchquert, nicht als Tourist, sondern als Reporter, und nirgendwo eine Museumskultur angetroffen, die diesen Namen verdient, abgesehen von Ägypten, Äthiopien und Südafrika – die Maghreb-Länder lasse ich weg. Ist das nicht eine pauschale Verallgemeinerung, die einer doppelten Bestrafung gleichkommt, indem man Afrika seiner Kulturschätze beraubt und dann deren Rückgabe an die Forderung knüpft, sich erneut unter Kuratel stellen zu lassen? Und warum sollen Fragen kultureller Identität Vorrang haben vor der Befriedigung materieller Bedürfnisse?

Erst kommt das Fressen, dann die Moral... Stimmt, aber gibt es trotz dem Mangel an Museumskultur, für die nicht nur das Geld, sondern auch professionelles Know-how fehlt, nicht doch Lichtblicke auf dem afrikanischen Kontinent, der den Faustkeil, das Feuer und – noch vor Europa – die Eisenverarbeitung erfand? Das zur Gedenkstätte umgewidmete Haus des Afroamerikaners Du Bois zum Beispiel, der vor dem Kommunistenjäger McCarthy nach Ghana floh und

auf Einladung Nkrumahs seinen Lebensabend in Accra verbrachte. Oder das kleine Museum von Ndjamena, der Hauptstadt von Tschad, wo der Schädel des hier entdeckten «homo tchadensis», älter als der Neandertaler, ausgestellt ist.

So besehen ist das Fehlen geeigneter Museen kein triftiges Argument gegen die Rückführung gestohlenen Kulturgüter – notfalls wären diese von den ehemaligen Kolonialmächten zu finanzieren. Umso schwerer wiegt der Verzicht der Regierung Papua-Neuguineas auf eine Rückgabe des im Berliner Humboldt-Forum gezeigten Prachtboots, das ohne museale Konservierung längst zerfallen wäre. Denn die Bewohner der Insel Luf, woher das Boot stammt, haben koloniale Strafexpeditionen, von Weissen eingeschleppte Krankheiten und die Arbeit auf Kopro-Plantagen nicht überlebt.

Wenn ich trotzdem Einspruch erhebe gegen die Restituierung von Kulturgütern um jeden Preis, dann nicht nur, weil dadurch berechtigten und unberechtigten Ansprüchen Tür und Tor geöffnet wird – von der Siegesgöttin Nike bis zur Büste der Nofretete. Mein Veto hat auch einen anderen, handfesten Grund. Good Governance, also Regierungshandeln nach nachprüfbareren, rationalen Kriterien, ist und bleibt eine Ausnahme in weiten Teilen der Entwicklungsländer. Erwähnt sei nur, stellvertretend für vieles andere, Haiti, wo nach dem Abzug der Uno-Truppen Entführungen und Vergewaltigungen an der Tagesordnung sind; schon vor dem unaufgeklärten Mord am Staatschef Jovenel Moïse am 7. Juli gab es keine Regierung mehr.

Den Jihad finanziert

Ein krasses Beispiel, gewiss, aber auch Somalia oder Jemen wären anzuführen – gegen Fehlentwicklungen ist kein Land gefeit. Zur Verdeutlichung seien drei Vorkommnisse erwähnt, zu denen der Begriff Kulturschande passt: die Sprengung graeco-buddhistischer Felsfiguren, unersetzlicher Werke der Gandhara-Kunst, in Bamian nach der ersten Machtübernahme der Taliban; die Plünderung des Nationalmuseums von Bagdad während des Einmarsches der US-Armee; und last, but not least die Zerstörung der aus der Römerzeit stammenden Wüstenstadt Palmyra durch IS-Kämpfer, die den Chefarchäologen enthaupteten und mit dem Verkauf geraubter Kulturgüter ihren Jihad finanzieren.

Erinnert sei schliesslich auch daran, dass die berühmten Benin-Bronzen dem Ahnenkult eines Königs dienten, der Gefangenen die Köpfe abschlagen liess, um seinen Vorfahren auszurichten, dass er gut geschlafen habe, sowie Kriege führte, um Sklaven zu verschaffen. Die in der Debatte oftmals implizierte Ansicht, vor der Kolonialzeit sei Afrika ein friedliches Idyll gewesen, ist nichts als eine fromme Legende.

Die in der Debatte oftmals implizierte Ansicht, vor der Kolonialzeit sei Afrika ein friedliches Idyll gewesen, ist nichts als eine fromme Legende.